

Nr. 97 Bydgoszcz, 28. April Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

Hetty, der die Feststellung von Cannenburghs Identität offenbar völlig überflüssig und nur zeitraubend erschien, fuhr mit beiden Händen durch die Luft, als müsse sie ein großes Orchester zum Schweigen bringen.

„Lassen Sie sich doch mit ihm in keine Debatten ein!" rief sie über ihre Schulter Juranitsch zu, der wie ein Waffenträger hinter ihr stand, „es ist doch klar, daß er sich den Rückzug decken will! Merken Sie denn nicht, woher der Wind weht? Jetzt will er doch Madeleine verleugnen! Er hat sie ja gar nicht gerufen, sie ist freiwillig zu ihm gelaufen — und er will sie gar nicht! Er ist ja nicht Golowin!" höhnte sie. „Ganz einfach! Ihn geht die ganze Sache nichts an! Verstehen Sie nicht? Er läßt sie einfach im Stich, er hat ihr Leben vernichtet, er hat sie in die tiefste Schande gebracht, er will mit ihr nichts mehr zu tun haben! Sie ist ja nur eine Last für ihn, und du", sie wandte sich an Madeleine, „du bist blind und töricht und glaubst immer noch, daß er dich liebt! Aber frag ihn doch, frag ihn doch! Er wird dir seinen Paß zeigen und sagen, er wisse von nichts! Jetzt ist es plötzlich ein abscheuliches Mißverständnis! Was kümmerst du ihn denn? Du Närrin! Er setzt sich in den Zug und fährt davon! Du aber bleibst hier und bist allein und verlassen und von Gott geschlagen. Und das ist dein großer Geliebter, dein kühner Held, auf den du nichts kommen läßt und für den du einen Wahnsinn nach dem andern begehst! Aber sieh ihn dir doch an! Keinen Finger rührt er für dich! Du bist ihm so egal, wie der Teppich unter seinen Füßen!"

Sie lachte triumphierend auf, und dieses schneidende, gellende Lachen versetzte Cannenburgh in eine jäh aufwallende, heiße Wut. Er erkannte, wie sinnlos und ohne jede Aussicht es war, diese Leute davon zu überzeugen, daß er Golowin nicht war. Aber nicht nur das. Er fühlte sich, obwohl er Golowin nicht war, dennoch durch die unaufhörliche Haßausbrüche, die ihn überfluteten, durchaus persönlich berührt, denn er, so wie er hier stand, wurde zu Unrecht geschmäht, beleidigt und der wahnsinnigsten Dinge beschuldigt, und die Ohnmacht, sich nicht rechtfertigen zu können, erbitterte ihn maßlos. Zugleich aber sah er, daß Hettys Triumph anscheinend glorreich und unanfechtbar war, und es erschien ihm unerträglich, vor ihr und vor Juranitsch eine Niederlage hinzunehmen. Dies alles versetzte ihn in einen Zustand ungeheurer Erregung.

„Woher wissen Sie denn das?" schrie er. „Hat es Ihnen jemand gesagt? Glauben Sie vielleicht, weil Sie selbst nur gemeine und schmutzige Gedanken haben, daß es in der Welt nichts anderes gibt als Gemeinheit und Schmutz? Sie beschimpfen und beleidigen mich ununterbrochen in der ungeheuerlichsten Art, und wenn ich Ihnen sage, ich bin nicht Golowin, dann ist das nur ein Argument mehr für Ihre niedrigen und heimtückischen Schlußfolgerungen! Ich habe das jetzt satt! Selbst wenn ich hundertmal Golowin wäre, hätten Sie kein Recht, mich einen Verbrecher und Mörder zu nennen, denn auch das wissen Sie nicht, ebensowenig wie Sie wissen, ob Golowin Ihre Tochter liebt oder nicht! Es geht Sie auch nichts an, keinen Schimmer!"

„Ah!" rief Hetty und sah ihn mit lauernd geducktem Kopf an, „damit wollen Sie wohl sagen, daß Sie Madeleine lieben?"

„Ja!" schrie Cannenburgh zutiefst angewidert, „damit Sie es genau wissen: Ja!"

Hetty zuckte zurück in plötzlicher Verwirrung. Sogleich aber schoß Juranitsch vor:

„Ich denke, Sie sind nicht Golowin? Wie können Sie jemand lieben, den Sie noch nie zuvor gesehen haben?"

Cannenburgh zog die Brauen zusammen. Er gewann sofort seine Fassung zurück.

„Ich will Ihnen etwas sagen", sprach er langsam, während er auf Juranitsch zutrat, „ich bemühe mich jetzt seit Stunden, Ihnen und Ihrer jämmerlichen Stadt zu beweisen, daß ich nicht der Mann bin, für den Sie mich halten. Ich habe damit keinen Erfolg gehabt, nicht den geringsten, kann man wohl sagen. Und ich habe jetzt genug davon. Ich fände es unwürdig, würde ich mich noch weiter um Sie und Ihre Leute bemühen. Von jetzt ab nehmen Sie doch ruhig an, ich wäre tatsächlich Golowin. Was schert mich das? Was wollen Sie von mir? Was können Sie mir tun? Gar nichts!" Er zuckte die Achseln und wandte sich mit einem spöttischen Lächeln von ihm ab.

„Und Madeleine?" schrie Hetty. „Sie glauben doch nicht im Ernst, daß wir es zulassen, wenn Madeleine mit Ihnen auf und davon geht?"

„Das", versetzte Cannenburgh, während er Madeleine ansah, „wird nur sie selbst entscheiden. Sie wird bei Ihnen bleiben oder Sie verlassen — je nachdem, wie ihre Entscheidung ausfällt."

„Sie bleibt hier!" rief Hetty. „Sie wäre verloren, wenn sie mit Ihnen ginge!"

Cannenburgh lachte auf. „Wo wollen Sie denn eigentlich hinaus? Einerseits werfen Sie ihr vor, daß ich sie im Stich lasse und mich aus dem Staube mache, andererseits sind Sie aber auch wieder dagegen, daß ich sie nicht im Stich lasse und mitnehme! Immer natürlich angenommen, daß ich Golowin bin. Davon gehen Sie ja sowieso aus."

„Wenn Sie sie lieben, wie Sie sagen, dann sind Sie aber doch Golowin!" rief Juranitsch mit leuchtenden Augen.

„Wissen Sie", sagte Cannenburgh brüsk, „Ihre billigen Spitzfindigkeiten beginnen mich zu langweilen, Herr Polizeipräsident. Sie mischen sich in Angelegenheiten, die Sie nicht das geringste angehen, denn selbst wenn ich Ihnen auf den Kopf zu sage, daß ich tatsächlich Golowin bin, selbst dann haben Sie hier nichts zu suchen! Es

handelt sich hier um keinen Kriminalfall, sondern um eine Familienangelegeheit!"

In all dieser Erregung merkte Madeleine mit großer Deutlichkeit, daß Cannenburgh bestrebt war, ihr zu Hilfe zu kommen. Sie hatte keine Zeit, um die Motive dieses unerwarteten Umschwungs in seiner Haltung zu überdenken, wenn sie auch das Gefühl hatte, daß es weniger um ihrer selbst willen geschah, denn aus Abwehr und Empörung gegen den gemeinsamen Feind, aber sie wußte, so wie die Dinge lagen, war es gewiß besser für sie, wenn Cannenburgh weiterhin für Golowin angesehen wurde, denn nun hatte sie die Möglichkeit, in diesem Augenblick ihr Leben einschneidend und gänzlich neu zu ordnen. Wäre hingegen einwandfrei der Beweis erbracht worden, daß Cannenburgh nicht Golowin war, dann — darüber wurde sie sich blitzschnell klar, — dann käme zu allem Übel auch noch die völlige, schmachvolle und höchst blamable Niederlage. Dies jedoch blieb ihr anscheinend durch Cannenburghs überraschende Haltung erspart, und so war sie in der Lage, nun mit aller Verbissenheit für das zu kämpfen, was in der Tatsache zwar nur ein sehr sinnloses Mißverständnis war, immerhin aber die einzige Chance enthielt, sich mit einem Schlage und endgültig von allem qualvollen Ballast zu befreien.

Sie warf einen schnellen, prüfenden, noch ungewissen Blick auf Cannenburgh, und sie bekam sofort den Eindruck, daß er sie nun nicht mehr im Stiche lassen würde, sei es auch nur, um seinen Gegner keine Trümpfe in die Hand zu spielen.

Und da es ihr weder an Mut, noch an Entschlossenheit fehlte, trat sie, während sie mit erhobener Hand Juranitsch zum Schweigen brachte, ganz dicht an Hetty heran und sagte:

„Es ist jetzt genug geredet, sinnlos und zwecklos geredet, denn so kommen wir nicht weiter. Du mußt dir über Folgendes klar sein: ich kann weder Kablinski heiraten, noch weiterhin in Boguslawa bleiben. Beides ist ausgeschlossen — aus tausend Gründen. Es handelt sich jetzt nur noch darum, ob wir im Guten oder im Bösen auseinandergehen. Und das zu entscheiden, liegt an dir."

„Bist du wahnsinnig?" rief Hetty. „Verlangst du vielleicht noch, daß ich meinen Segen dazu gebe, wenn du mit einem Hochstapler schlimmster Sorte auf und davon gehst? Das ist doch wirklich —"

„Also gut", unterbrach sie Madeleine mit einer ungeduldigen herrischen Geste. „Dann gehen wir eben nicht im Guten auseinander. Wie du es wünschst."

„Seien Sie doch vernünftig, Madeleine", rief Juranitsch, „Sie rennen in Ihr Unglück!"

„Meine Sache", versetzte sie scharf.

„Er wird dich doch nur an der Nase herumführen!" rief Hetty, „er wird dich bei der erstbesten Gelegenheit sitzenlassen und dann — das sage ich dir heute schon — wird mein Haus dir verschlossen sein! Wenn du den Wahnsinn begehst mit diesem Menschen loszuziehen, dann brauchst du auf keine Hilfe mehr zu rechnen! Dann kenne ich dich nicht mehr! Dann tue was du willst, geh zugrunde oder nicht! Aber in mein Haus kommst du dann nicht mehr, das schwöre ich dir!"

Madeleine wandte angeekelt den Blick von ihrer Stiefmutter ab. „Keine Sorge, daß ich dein Haus noch einmal betrete", sagte sie, „lieber gehe ich zugrunde."

„Du kommst sofort mit mir nach Hause!" schrie Hetty und stampfte mit dem Fuße auf.

„Nein", sagte Madeleine.

Hetty japste nach Luft. Dann bohrte sie ihren Blick in Madeleines Augen.

„Madeleine", sagte sie drohend, mit mahlenden Kiefern, „ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, es ist mein letztes Wort! Ich fordere dich auf, unverzüglich mit mir nach Hause zu kommen!" Sie bebte am ganzen Körper, in ungeheurer Willensanstrengung.

Juranitsch hielt den Atem an und starrte mit höchster Spannung auf Madeleine.

Es wurde so still im Zimmer, daß man den Regen vor dem Fenster fallen hörte.

Und dann sagte Madeleine langsam, mit gepreßter Stimme, als stünde sie unter einem schwer lastenden Druck: „Ich habe nichts zu überlegen. Ich gehe nicht mit."

Hettys Gesicht wurde weiß wie ein Laken. Sie warf den Kopf zurück wie in einem plötzlichen Entschluß, schlug mit fahriger Geste den dünnen schwarzen Seidenmantel eng um den Leib, bewegte die Schultern, als wollte sie sich zur Tür wenden, verharrte dann aber in ihrer regungslosen Haltung, mit leise keuchendem Atem, und starrte Madeleine an mit einem Ausdruck, gerade als wäre sie plötzlich in Zweifel darüber, ob sie nun als Siegerin oder als Besiegte das Schlachtfeld verlasse.

Madeleine, mit hochmütig gesenkten Lidern, sah kalt und geringschätzig auf Hettys Füße.

Und ohne ein weiteres Wort drehte sich Hetty plötzlich auf dem Absatz herum und ging mit Schritten, die das Zimmer leise erdröhnen ließen, zur Tür.

Noch einmal trat Juranitsch mit theatralisch verschlungenen Händen vor Madeleine hin, aber ehe er noch zu reden begann, streckte Madeleine beide Hände abwehrend gegen ihn aus:

„Gehen Sie! Gehen Sie!" rief sie mit nervös zuckendem Gesicht. „Ich habe genug davon!"

Juranitsch fuhr zurück, reckte sich hoch auf, zog die Brauen empor und sagte: „Wie Sie wollen." Dann drehte auch er sich um und verließ das Zimmer.

Cannenburgh und Madeleine sahen sich an.

„Schöne Geschichte", sagte er.

11.

Jäh und unvermittelt hatte es aufgehört zu regnen. Cannenburgh trat vor das Hotel. Es war nun Mitternacht und der Portier, mit Mütze und Pantoffeln, jämmerlich schlotternd in einem rotgestreiften Nachthemd, schloß ihm die Tür auf.

Es war nicht kühler geworden. Die Bahnhofsgasse war menschenleer. Gegenüber auf dem Rangierbahnhof schaukelten violette Bogenlampen über den Gleisen. Cannenburgh schritt über Pfützen hinweg, die zwischen dem holperigen Pflaster spiegeln glitzerten. Vor dem Bahnhof stand eine Droschke. Der Gaul schlief.

Cannenburgh, ohne Krawatte, den Rock nur lose um die Schultern gelegt, denn es war sein Wunsch, vor dem Schlafengehen eine kleine halbe Stunde Luft zu atmen und Ordnung in seine Gedanken zu bringen, ging langsam und nachdenklich über den Bahnhofsplatz. In der Ferne gröhlten Betrunkene. Ein Polizist sah ihn forschend an und grüßte aus unerfindlichen Gründen.

Im dritten Stock des „Grand Hotel", auf Zimmer 48, schlief Madeleine. Sie hätte in ein anderes Hotel gehen können, nach Hause wollte sie ja unter keinen Umständen, aber war es nicht völlig gleichgültig, nun, da der Skandal bereits in voller Blüte stand und es ein Zurück nicht mehr geben konnte?

Cannenburgh sog mit tiefen Zügen die feuchte Nachtluft in die Lungen, doch er atmete nicht frei, er fühlte sich beklommen und niedergeschlagen.

Wenn das ein Abenteuer war, dann hatte er es verlernt, Abenteuer zu erleben, und dies darum — er fühlte es genau —, weil all seine Gefühle und Gedanken in die Vergangenheit gerichtet waren! Sie umgaben ihn wie ein schützender Panzer — undurchdringlich. Noch war er in der Verfassung eines Menschen, der, so sehr verfangen in dem Gestrüpp seines eigenen Schicksals, die Fähigkeit verloren hat, das fremde Schicksal mitzuerleben, mitzufühlen oder auch nur in seiner Größe und seinem Umfang zu erkennen.

Während er mit langsamen und nicht sehr sicheren Schritten in die Bahnhofsgasse einbog, den Kopf nachdenklich gesenkt, obwohl er, der sich selbst ständig beobachtete und kontrollierte, genau wußte, daß er nichts dachte, fiel sein Blick auf eine Gestalt, die regungslos in der Mitte der Straße stand, genau unter der schaukelnden Straßenlaterne. Es war ein Mann, gehüllt in eine weite schwarze Pelerine, mit einem breitrandigen schwarzen Hut, wie ihn Künstler in früheren Zeiten getragen hatten. Er stand, ohne sich zu bewegen, auf einen Stock gestützt und blickte

starr und wie in Erwartung auf Cannenburgh, der langsam näher kam.

Außer dieser regungslosen schwarzen Gestalt war die Straße menschenleer. Die vom Regen nassen Katzenköpfe des Pflasters glänzten bläulich und der Himmel hing niedrig und sternenlos über den Häusern.

Nicht, das in kleinen Städten die merkwürdigen Menschen und Originale häufiger anzutreffen sind als in den großen; man begegnet ihnen nur häufiger in der beschränkten Enge. Dieser seltsam gekleidete Mann, so dachte Cannenburgh, als er seiner ansichtig wurde, mag trotz — oder gerade wegen — seiner unheimlichen, ja in dem blassen, schwere Schatten werfenden Licht sogar recht dämoniisch wirkenden Erscheinung, ein argloser Klavierlehrer, vielleicht ein Buchhändler sein, der in nächtlichen Spaziergängen den verlorenen Träumen seines Lebens nachhorcht.

(Fortsetzung folgt.)

Geld.

Skizze von Wladimir Poljanoff.

Berechtigte Übersetzung aus dem Bulgarischen von Th. Blank-Sofia.

Nach vielen Jahren betrat er wieder die Heimaterde.

Der Weg schlängelte sich zwischen den Feldern dahin. Die gelben Weizenähren neigten sich. Wie warme Arme, die umschlingen wollen, dehnte sich von einem Ende bis zum anderen der Himmel.

Auf dem Hügel erblickte er sein Heimatdorf. Er schwenkte den Hut und schritt dem ersten Hause zu.

Seine verheiratete Schwester arbeitete auf dem Hofe.

„Jungfer!" rief er, blieb am Zaune stehen, ließ den Ranzen sinken und schwenkte den Hut. Die Frau hob den Kopf. „Plagt dich der Teufel? Jungfer war ich vor fünfzehn Jahren."

Er lachte: „Ja, genau vor so viel Jahren. Ich zog damals auf die Wanderschaft."

Die Frau sah ihn ärgerlich an. Sie öffnete den Mund um zu sprechen. Aber sie blieb stumm.

„Kennst du mich denn nicht?" fragte er.

Er sprang über den Zaun, trat mit ausgestreckten Händen zu ihr. „Zweta!"

„Tinko!" rief die Frau und warf sich in seine Arme.

Sie weinte. „Wirklich, ich kannte dich nicht. Ich hätte dich nicht weiter beachtet, wenn du dich nicht gemeldet hättest."

Sie setzten sich auf die Schwelle des Hauses. Er erzählte ihr, wo er gewesen war, wieviel Geld er verdient hatte. Ja, da lag es, im Ränzchen. Lauteres Gold. Sie staunte.

Der Tag ging zur Neige. Die Luft wurde klar, blau, rein. Da ging er: „Ich will nach Hause."

„Geh", sagte sie, „ich komme morgen früh. Ach, wie hast du dich verändert. Sie werden dich nicht erkennen."

Er nahm den Ranzen und ging.

*

Die Alten wohnten am anderen Ende des Dorfes. Arm und einsam. Vor fünfzehn Jahren, als der Sohn fortzog, hatte der Vater Acker und Ochsen verkauft, um dem Sohne Geld für die Reise zu verschaffen. Alles hatte er ihm gegeben. Er dachte nicht an sich. Dann begann das Elend. Dem Alten kam's schwer an. Böse Gedanken gingen ihm manchmal im Kopf herum. Es war kaum zum Aushalten. Nicht ein Bissen Brot ...

Die Mutter tröstete ihn vergeblich. „Hab Geduld! Gott ist barmherzig ... Tinko wird kommen."

Die Jahre vergingen. Tinko kam nicht. Die Augen des Alten blickten böse. Arbeiten konnte er längst nicht mehr. Von Barmherzigkeit mußte er leben.

*

Tinko lief fast auf sein Vaterhaus zu.

Der Alte saß im Gange. Er blickte in den Hof. Zusammengekauert, gebeugt, zerlumpt.

Tinko wollte rufen, sich ihm zu erkennen geben. Da entschloß er sich, sich nicht plötzlich zu verraten. Er wollte sie überraschen, wenn sie ihn nicht von selbst erkannten. Er blieb an der Zauntür stehen und rief: „He, Alter!"

Der Vater hob den Kopf, antwortete aber nicht.

„Ich bin auf der Wanderschaft, Alter", verstellte sich Tinko, „ob Ihr wohl ein Nachtlager für mich habt?"

Die Tür des Häuschens öffnete sich. Tinko begann zu zittern. Seine Mutter. Ach, wie alt sie war, wie lieb!

„Mutter ..." wollte er rufen, doch er unterdrückte seine Stimme.

„He!" ließ sich die Stimme des alten Mütterchens vernehmen, „jemand ruft nach dir!"

Der Alte brummte etwas. Tinko trat in den Hof. „Nach einem Nachtlager fragte ich. Habt Ihr wohl eines? Guten Abend wünsche ich!"

„Guten Abend, mein Söhnchen! Bitte ... So Ihr auf der Wanderschaft seid ..."

„Ja, ein Wanderer bin ich, Mütterchen, und Geld trage ich auch bei mir. Siehst du?" Er hob den Ranzen in die Höhe und lachte. Er trat zu den Alten, drückte beiden die Hände. Der Alte rührte sich kaum. Er sprach kein Wort. Nur verstohlen sah er nach dem Ranzen, schnalzte und spuckte aus.

Der Vater wies ihm die Stube. Es dunkelte schon. Es war eine Stube für Gäste. Früher einmal hatten mehr Menschen im Hause gewohnt. Die Alte erzählte von diesem und jenem. Tinko tat, als wisse er von nichts. Er ließ seinen Ranzen mit dem Gelde und die Stiefel draußen vor der Stubentüre stehen und legte sich nieder. Die Mutter ging in die andere Stube hinüber. Sie zündete die Lampe an und rief: „He, Vater, willst du dich nicht legen?"

Der Alte saß noch im Gange. Er blickte in den Hof. Es war schon dunkle Nacht. Der Mutter Stimme schien ihn zu sich zu bringen. Schweigend stand er auf und trat ins Haus. Als er an der Stube des Gastes vorbei kam, stieß er mit dem Fuß an etwas. Er bückte sich und sah den Ranzen mit Geld. Er sann nach, spuckte wiederum aus und ging in seine Stube.

*

Der Schlaf wollte nicht kommen. Der Alte wälzte sich von einer Seite auf die andere. Er stand auf. Die Frau atmete gleichmäßig.

Der Alte dachte. Er wußte selbst nicht was. Leise schritt er durch die Stube, ging hinaus und hielt vor der Türe des Gastes inne. Er bückte sich und befühlte den Ranzen. Er hob ihn auf — der war schwer. Dann zündete er die Lampe an, schlich wieder leise zum Ranzen und öffnete ihn. Wohl tausend Goldstücke mochten darinnen sein.

Des Alten Augen verdüsterten sich. Er nahm das Geld nicht. Er wußte nicht warum. Er konnte nicht mehr recht sehen. Etwas machte ihn zerstreut. Er richtete sich auf, ging hinaus, lief durch den Hof. Nirgends hielt er es aus. Er ging wieder zu der Alten hinein. Sie schlief. Er setzte sich zu ihr. Er wollte denken. Was würde er mit dem Gelde tun! — Er verfiel in einen unruhigen Schlaf.

*

Das Morgengrauen drang durchs Fenster.

Der Alte sprang plötzlich auf. Er blickte in der Stube umher. Im Hause war es ruhig. Die Frau schlief noch. Der Gast drüben auch. Der Alte ging zum Fenster. Gasse und Hof waren menschenleer.

Er öffnete die Tür und blickte hinüber: Nichts war zu hören. Ranzen und Stiefel standen dort noch unberührt. Er trat hinaus. Leise ging er bis zu dem leeren Schuppen, in dem die Axt lag. Er griff danach, doch plötzlich lief er fort, als habe er sich verbrannt. Er trat ins Zimmer und lugte aus dem Fenster. Niemand hatte ihn gesehen. Er atmete auf. Wiederum schlich er vorsichtig zum Schuppen und ergriff die Axt. Er drückte sie mit zitternden Händen und lief wieder in die Stube. Er stieß die Alte an. Sie erschrak, schlug die Augen auf, sah ihn an und erschrak noch mehr. Seine Augen waren gläsern, unbeweglich wie die eines Toten.

Er legte den Finger auf seine Lippen. „Scht!"

„Was ist?" flüsterte sie zitternd.

Er beugte sich ganz über sie: „Ich erschlag' ihn und nehm' sein Geld."

Sie schrie auf. Jemand rief draußen. Die Zauntür fiel zu. Man hörte Schritte, dann Zwetas Stimme. Sie hatte es nicht ausgehalten und war früher gekommen.

Die Mutter sprang auf und öffnete die Tür. Zweta schwatzte lachend und heiter: „Wo ist euer Gast, habt ihr ihn erkannt? Dieser Schlingel, der Tinko, wie er sich verändert hat!"

„Tinko!“ rief die Alte.

Der Alte richtete sich auf. Er blickte wie ein Wahnsinniger.

„Aber Tinko! Natürlich!“ rief Zweta.

Die Tür gegenüber öffnete sich. Tinko erschien auf der Schwelle. Zweta stürzte auf ihn zu: „Sie haben dich nicht erkannt, und du schweigst!“

„Mein Sohn!“ rief die Mutter und fiel ihm um den Hals.

Der Alte schwankte. Er tat einen Schritt, hielt sich an der Wand fest, an der Tür. Er taumelte die Treppe hinunter und lief über den Hof.

„Vater!“ rief ihm Tinko nach.

Der Alte lief weiter. Durch die Gassen, an den niedrigen Hütten, am Brunnen vorbei. Er starrte vor sich hin, wandte den Kopf und starrte wieder ins Leere. Er streckte die Hände aus, als betaste er etwas. Vor der Kirche stolperte er über eine Stufe, fiel, stieß mit dem Kopf auf den Stein und stöhnte auf. Aus seiner Brust rang es sich: „Gott, was hätt' ich getan . . .“

Blut umschleierte seine Augen.

Das Ständchen.

Kleines Bild von Kilian Kerst.

Die Sänger versammeln sich im kleinen Hof, einer nach dem andern steigt das Treppchen herab, das aus dem Hausflur führt. Die Schritte trappeln auf dem feuchten Sand, ein kühles Lüftchen weht über den Gartenzaun, schattenhaft steht vor Wolken und Sternen der nahe Marienturm. Plötzlich eine große Stille, dann und wann ein Räuspern, die kleine Mannschaft des Gesanges hat sich im Halbrund um den grauhaarigen Dirigenten geschart, der einen breitrandigen Kalabreser trägt. Nun steigt der Chor: feierlich wallt die Melodie . . .

Stille. Verklungen ist der Chor, die Männer räuspern sich. Der Frühlingswind flattert, rüttelt am Zaun, die Sterne leuchten. Getrappel von Füßen, wieder scharen sich die Sänger zum Halbrund, der Dirigent hebt die Hände, und jetzt schwillt ein Gesang vom Rhein. Der Frühling steigt aus den blauen Wogen empor, die Rheingötter rauschen aus der Flut, voll rosa und weißer Blüten strahlen die Berge am alten Strom. — Dann war auch das vorbei. Doch sie waren freigebig, die Sänger, noch klang der Liebe zum Preis eine Melodie, noch wurde der Jugend ein heimwehkranker Abschied nachgesungen, „Oh, wie liegt so weit“, es griff ans Herz, und es war nur ein banger Trost, daß die Schwalbe im Dorf noch sang wie einst . . .

Inzwischen war er herabgeschlichen, der gefeierte Jubilar, vierzigjähriges Mitglied des Gesangvereins, war herabgestiegen vom dritten Stock und stand nun da auf der Plattform der kleinen Treppe vor dem Haus, im Angesicht der Sängerschar. Er war recht ergriffen und aufgeregt, wie gut, daß es dunkel war und man nicht sehen konnte, wie nervös er mit der Uhrkette spielte, die breit und golden (er war ein Goldschmied!) auf seiner Weste prangte. Auch war er in Pantoffeln (so fiel man weniger auf, beim Herabsteigen von oben), trug sein graues Kamisol, er war nicht aufgeputzt, denn die Sänger hatten ihn überrascht(das heißt, eigentlich hatte er ja damit rechnen müssen, daß sie kommen würden), aber es war ja dunkel, und wozu Frack und Zylinderhut? — Er bebte, als er zu sprechen, zu danken begann. Das Herz war ihm voll, aber der Mund lief nur unter Anstrengung und mit Mühe über. So sprach der Jubilar: daß es ihn herzlich erfreue, sich so geehrt zu sehen. Ja, der Gesang; in Ewigkeit würde er um die Erde klingen. Und was seine (des Jubilars) Wenigkeit in seinen alten Tagen noch zum Nutzen der Sangesfreudigkeit beitragen könnte, das würde von Herzen gern von ihm getan. Er wiederholte seinen Dank, seine Wünsche, seine Ergriffenheit. Er bebte. Dann war auch das vorbei.

Alles war vorbei. Die Sänger zogen ab, einer nach dem andern entschwand über das Treppchen aus der Tür. Der Hof war leer. Der Frühlingswind säuselte, die Sterne glänzten. — Aber drinnen im Treppenhaus stieg einer in Filzpantoffeln Schrittchen für Schrittchen die hölzernen Stufen hinan. Er war zu gerührt, und so tränenfeucht vor seine Frau zu treten . . . Er machte sich Mut, pfiff vor sich hin, sagte sich, daß es ja ein Fest, keine Trauerversammlung gewesen sei. Aber er kletterte doch langsam, so wehmütig langsam, obwohl er pfiff. Die Schwalben sah er blitzen ums alte Dorf, sie sangen wie einst. Sie wollten ihm nicht mehr aus dem Sinn. Zwar rauschte auch der Rhein, und die Götter wallten mit langen Bärten im heiligen Strom. Doch die Schwalben, ach sie sangen noch wie einst. So stieg er langsam, obwohl er pfiff, gleichsam den Schwalben pfiff, den Schwalben. Er atmete auch schwer. Und als er erst halb oben war im hohen Treppenhaus, da rief es von ganz oben: „Jean!“ — „Ich komme!“ brüllte er seiner Frau entgegen; er pfiff sehr laut. Dann stieg er schnell.



Bunte Chronik



Ein Junggeselle ließ sich scheiden.

Jetzt endlich wurde in Lyon die Scheidung des Richard Voß von Madame Voß ausgesprochen, die berechtigte Verwirrungen bei allen Beteiligten ausgelöst hat. Denn der Mann, der sich scheiden ließ, war niemals verheiratet gewesen. Vor einem halben Jahr erschien Richard Voß mit seiner jungen Braut vor dem Standesamt. Es folgten dreißig Ehrengäste. Als das Paar seine Namen genannt hatte, schüttelte der Beamte den Kopf: „Herr Voß, Sie können nicht heiraten, Sie sind ja bereits seit sieben Jahren mit Madame Lucie Duquesne verheiratet. Mit ihr haben sie fünf Kinder! Was soll denn aus den armen Würmern werden? In Frankreich ist Bigamie nicht zulässig!“ Daraufhin sank die Braut in Ohnmacht. Der Schwiegervater in spe des hoffnungsvollen jungen Mannes stemmte seinen Stock auf den Boden und sagte nur zwei Worte: „Sie Schuft!“ Die Trauzeugen bemühten sich um das junge Mädchen und der Bräutigam, bleich wie eine Wand, lallte nur fassungslos die Worte: „Das ist unmöglich!“ Jedenfalls nahmen alle Hochzeitsgäste ihre Geschenke wieder mit und ein wundervolles Hochzeitsmahl blieb ungegessen, mußte aber bezahlt werden. Und Richard Voß, der Junggesell mit Frau und fünf Kindern, ließ sofort polizeiliche Nachforschungen anstellen. Bald erhielt er die Nachricht, daß er vor zwei Jahren seine Frau verlassen habe und daß seit dieser Zeit Unterhaltsgelder zu zahlen seien. Wenige Tage später war der Gerichtsvollzieher in seinem Hause. Das war dem überraschten Junggesellen dann aber doch zuviel und als er endlich die Adresse in Erfahrung gebracht hatte, suchte er unter polizeilicher Begleitung „seine“ Frau und „seine“ fünf Kinder auf. Nun stellte es sich bald heraus, daß es sich hier um einen Irrtum handelte. Vor mehr als sechs Jahren war dem unglückseligen Junggesellen der Paß gestohlen worden. Der Dieb hatte offenbar das Bild vertauscht und war dann eine Ehe eingegangen. Fünf Jahre lang hatte er sich in dieser Ehe mustergültig geführt und dann war er plötzlich von der Bildfläche verschwunden. Bis heute ist er noch nicht wieder aufgefunden worden. Für den gestohlenen Paß hatte er also dem rechtmäßigen Eigentümer eine Frau und fünf Kinder hinterlassen. Es war die Gefahr vorhanden, daß, nach dem Buchstaben des französischen Gesetzes, Richard Voß noch für die rückständigen Unterhaltsbeträge für Frau und Kinder aufkommen mußte. Es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als offiziell die Scheidung einzureichen, der, wie angegeben, nunmehr stattgegeben wurde. Womit nun ein Junggeselle als unschuldig geschiedener Mann mit fünf Kindern eine neue Ehe eingehen darf. Es ist wohl die erste Ehe, die geschieden wurde, ohne jemals vorher geschlossen worden zu sein . . .

Flöhe als Exportartikel.

Im Laufe des Jahres 1937 wurden aus Jugoslawien 7549 Kilogramm getrocknete Wasserflöhe ausgeführt, deren Wert mit drei Millionen Dinar beziffert wurde. Als Bezieher dieser sonderbaren Waren kamen Fischzüchter in England, Frankreich und Belgien in Betracht.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.